

Besprechungen

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **Freiburger Zeitschrift für Philosophie und Theologie = Revue philosophique et théologique de Fribourg = Rivista filosofica e teologica di Friburgo = Review of philosophy and theology of Fribourg**

Band (Jahr): **1 (1954)**

Heft 1

PDF erstellt am: **09.08.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Besprechungen

Heilige Schrift

« **Biblia Sacra** » iuxta **Latinam Vulgatam Versionem** ad codicum fidem iussu Pii PP. XII cura et studio monachorum Abbatiae Pontificiae S. Hieronymi in Urbe ordinis S. Benedicti edita : « **Liber Psalmorum** » ex recensione S. Hieronymi cum praefationibus et Epistula ad Sunniam et Fretelam. — Typis Polyglottis Vaticanis, Romae 1953. xvi-299 p.

Die Vulgatahandschriften, die bisher für die Editio Piana zur Verwendung gekommen sind, gehen in Bezug auf das Buch der Psalmen stark auseinander. Die $\Phi\Omega$ -Gruppe und der Bovinensis geben das von Alcuin angenommene *Psalterium Gallicanum*, das seinen Platz in der Vulgata bis auf unsere Zeit behauptet hat. Andere Vulgatahandschriften hingegen bieten den vom hl. Hieronymus aus dem Hebräischen übersetzten Psalmentext. In einzelnen Vulgatahandschriften kommen verschiedene Abarten des altlateinischen Psalters vor. Damit scheidet hier eine ganze Reihe von bisher für die Editio Piana benutzten Hss aus, weil als herauszugebender Text bloß das Psalterium Gallicanum in Frage kommen konnte. Dieser Ausfall wurde aber ersetzt durch die Möglichkeit hier eine ganze Reihe von neuen Hss zu gebrauchen, die bloß den Psalter enthalten. Dreizehn Stück werden in den Prolegomena, S. VIII-XI kurz beschrieben. Die Hauptzeugen unter diesen Psalterien sind :

R = Vaticanus Reginensis lat. 11 (Mitte des 8. Jahrh.)

F = Petropolitanus Bibl. Publ. F. v. I, no 5 (8. Jahrh.)

C = Cathach St. Columba (Royal Irish Academy, 6. Jahrh. ; enthält Ps. 30, 10 bis 105, 13)

I = Rothomagensis 24 (A. 41) (10. Jahrh.)

L = Lugdunensis (teils in Lyon, teils in Paris ; 5.-6. Jahrh. ; enthält Ps. 10, 7 bis 51, 7 und Ps. 111, 7 bis 139, 5).

Wo diese Zeugen übereinstimmen, wird ihre gemeinschaftliche Lesart als die ursprüngliche angenommen, einige wenige Fälle ausgenommen, in denen der gemeinsame Stammvater der Gruppe RFCIL bereits einen Fehler aufwies. Solche Fälle sind aber ziemlich selten. Wir haben uns, außer einem Fall, der sich bloß auf den Titel des 41. Psalmes bezieht (S. 116), folgende Stellen notiert :

- S. 103 – Ps. 34, 26 : qui *magna* loquuntur super me. Für « magna » haben RFC : *maligna*.
- S. 106 – Ps. 36, 14 : ut *deiciant* pauperem et inopem. Für « deiciant » haben RFC : *decipiant*.
- S. 124 – Ps. 45, 7 : *dedit* vocem suam. Für « dedit geben RC und ein Korrektor der hs F : *dederunt*.
- S. 289 – Ps. 143, 10 : qui *dat* salutem regibus. Für « dat » haben RFI (C scheidet hier aus) : *das*.
- S. 290 – Ps. 143, 11 : eripe me et *erue* me. Für « erue » haben RFI (C scheidet aus) ein zweites « eripe ».
- S. 290 – Ps. 143, 13 : in *egressibus* suis, wofür RF « in gressibus suis » aufweisen.

Merkwürdigerweise hat unsere Sixto-Clementina in fünf von diesen sechs Fällen die richtige Lesung ; bloß in Ps. 143, 10 hat sie den uralten Fehler : « qui *das* salutem regibus ».

Dankenswert ist in diesem Psalmenband auch die Neuausgabe des berühmten Hieronymusbriefes « Ad Sunniam et Fretelam » (Ep. 106). Im Variantenapparat kommt dieser Brief als wichtiger Zeuge öfters zur Verwendung. So an folgenden Stellen :

- S. 80, für Ps. 21, 24 : semen Iacob *magnificate* eum
- S. 88, für Ps. 27, 2 : *exaudi* vocem deprecationis meae
- S. 90, für Ps. 28, 9 : *omnis* dicet gloriam
- S. 117, für Ps. 41, 11 : *qui* tribulant me
- S. 121, für Ps. 43, 26 : *exsurge* (ohne : *Domine*)
- S. 146, für Ps. 58, 14 : *dominatur* Iacob *finium* terrae
- S. 148, für Ps. 60, 6 : Deus *meus* exaudisti
- S. 169, für Ps. 71, 18 : *domine* Deus *Deus*
- S. 170, für Ps. 72, 7 : *prodiat* quasi ex adipe
- S. 171, für Ps. 72, 17 : *intellegam* (ohne : *et*)
- S. 174, für Ps. 73, 23 : ne *obliviscaris* *voces*
- S. 175, für Ps. 75, 6 : *manibus* suis (ohne : *in*)
- S. 193, für Ps. 83, 3 : *caro* mea *exultavit*
- S. 193, für Ps. 83, 6 : *cui* est *auxilium*
- S. 200, für Ps. 88, 8 : *magnus* et *horrendus*
- S. 224, für Ps. 103, 4 : *ministros* *tuos*
- S. 229, für Ps. 104, 30 : *dedit* terra eorum *ranas*
- S. 266, für Ps. 119, 2 : a *lingua* (ohne : *et*)

Außerdem noch für den Asteriscus vor « tuos » in Ps. 8, 4 : *videbo coelos tuos*, für den Obelus vor « sibi » in Ps. 84, 11 : *obviaverunt sibi* und für den Asteriscus vor « quia » in Ps. 117, 11 : *quia ultus sum in eos*. Auch an solchen Stellen, an denen die Epistula ad Sunniam et Fretelam eine Lesart bietet, die von der ursprünglichen des Psalterium Gallicanum sicher verschieden ist, hat man mit Recht Wert darauf gelegt, die Lesung nach Ep. 106 wenigstens zu verzeichnen. So z. B. im Variantenapparat zu folgenden Stellen : Ps. 17, 48 : de gentibus iracundis, Ep. 106 : ab inimicis meis ; — Ps. 21, 20 : ne elongaveris *auxilium* tuum, Ep. 106 : ne el. aux. meum ; —

Ps. 55, 8 : *populos confringes*, Ep. 106 : *populos deicies* ; — Ps. 58, 11 : *voluntas eius praeveniet me*, Ep. 106 : *misericordia eius p. me* ; — Ps. 61, 9 : *adiutor noster in aeternum* ; — Ps. 67, 25 : *viderunt ingressus tui Deus*.

Als der hl. Hieronymus seine Revision des lateinischen Psalters nach dem hexaplarischen Text des Origines vornahm, legte er dabei großes Gewicht auf die richtige Verwendung der textkritischen Zeichen. Und in seiner Vorrede an Paulā und Eustochium bittet er mit großem Nachdruck, daß die Abschreiber seiner Rezension doch diese Zeichen genau berücksichtigen mögen : « *Commoneo tam vos quibus forte labor iste desudat, quam eos qui exemplaria istiusmodi habere voluerint, ut quae diligenter emendavi, cum cura et diligentia transcribantur. Notet sibi unusquisque vel iacentem lineam vel signa radiantia, id est vel obelos vel asteriscos, et ubicumque virgulam viderit praecedentem, ab ea usque ad duo puncta quae impressimus sciat in Septuaginta translatoribus plus haberi ; ubi autem stellae similitudinem perspexerit, de hebraeis voluminibus additum noverit, aequae usque ad duo puncta, iuxta Theodotionis dumtaxat editionem qui simplicitate sermonis a Septuaginta interpretibus non discordat.* » Freilich hatte Hieronymus mit der Bequemlichkeit und Fahrlässigkeit der Kopisten schon so viele schlimme Erfahrungen gemacht, daß er sich über die richtige Befolgung seiner Ratschläge kaum irgendwelchen Illusionen hingeben konnte : « *Haec ego et vobis et studioso cuique fecisse me sciens, non ambigo multos fore qui vel invidia vel supercilio malint contemnere videri praeclara quam discere, et e turbulento magis rivo quam de purissimo fonte potare.* » Die Traditions-geschichte des Psalterium Gallicanum hat diesen bösen Vor-gefühlen leider Recht gegeben und um die Überlieferung der textkritischen Zeichen in den Handschriften ist es traurig bestellt. Bald wurden sie ent-weder ganz ausgelassen, oder nur gelegentlich gesetzt. Spätere Gelehrte kamen auf den unglücklichen Einfall, diese Zeichen zu einem anderen als zum ursprünglichen Zweck zu verwenden und namentlich zum Vergleich des gallikanischen Psalters mit den Lesarten der Hieronymusübersetzung aus dem hebräischen Urtext. Im Laufe der Jahrhunderte ist die Regel-losigkeit bei der Verwendung dieser Zeichen so groß geworden, daß auch die Editores Piani auf eine überall durchgeführte Wiederherstellung der Asterisken, Obelen und Metobelen verzichten mußten. Bei der handschrift-lichen Überlieferung, wie sie tatsächlich vorliegt, wird man die Editores wohl nur loben können wegen ihrer weisen Zurückhaltung in diesem Punkte.

Freiburg.

M. A. van den Oudenrijn O. P.

Bernini, Giuseppe, S. J. : *Le preghiere penitenziali del Salterio.* Contributo alla Teologia dell'A. T. (Analecta Gregoriana, cura Pontificiae Universitatis Gregorianaedita, vol LXII. Series Facultatis Theologicae, Sectio A n. 9.) — Apud Aedes Universitatis Gregorianae, Romae 1953. xxiii-321 p.

Sieben Psalmen hat es von alterher gegeben, die im kirchlichen Sprachgebrauch als die « sieben Bußpsalmen » bekannt sind. Ich habe sie in lebhafter Erinnerung, weil ich sie als junger Pennäler so oft habe abschreiben

müssen. Vor fünfzig Jahren war nämlich das Abschreiben dieser Psalmen in gewissen Schulen und Kollegien eine Strafe, die für allerlei *delicta minora* häufig verhängt wurde. Als man sich später als Jungtheologe etwas eingehender mit den Psalmen zu beschäftigen hatte, leuchtete es einem bald ein, daß die klassische Siebenzahl der Bußpsalmen eine ziemlich willkürliche ist. Die Psalmen 6 und 102 gehören nicht so recht eigentlich zur Kategorie; dafür aber gibt es mehrere andere, in denen es sich deutlich um Sündenbekenntnis, Reue, Buße und Vergebung handelt. P. Bernini behandelt hier deren *siebzehn* Stück, die in drei Klassen eingeteilt werden: 1. Gebetsergüsse von Einzelpersonen (Pss. 19, 25, 32, 38, 39, 40, 41, 51, 69, 130, 143). 2. Kollektive Bußgebete (Pss. 79, 90 und 106). 3. Dankgebete für erhaltene Sündenvergebung (Pss. 65, 85 und 103). Eine Analyse und Erklärung dieser siebzehn Psalmen bildet den ersten Hauptteil (S. 3-136) des Buches.

Der zweite Teil (S. 141-244) verbreitet sich über die theologischen Voraussetzungen der Reue- und Bußgebete; dieser Teil handelt über das Wesen der Sünde, über das Sündebewußtsein, über die Strafe, usw. aber auch über die Eigenschaften Gottes, welche dem Beter bekannt sind, nämlich Gottes Heiligkeit, seine Allwissenheit, seine Gerechtigkeit und, natürlich nicht zuletzt: seine *Barmherzigkeit*.

Der dritte Teil (S. 247 ff.) behandelt noch einige weitere, zum einschlägigen Thema gehörige Fragen: Sündenbekenntnis, Reue, Vorsatz, Sündenvergebung von seiten Gottes (worin besteht sie, aus welchen Motiven wird sie verliehen, wie erlangt der reuevolle Sünder die Gewißheit, daß sein Gesuch um Vergebung auch wirklich angenommen wird, usw.).

Die interessante Frage nach der Gewißheit der erhaltenen Sündenvergebung wird im Verhältnis zur behäbigen Ausführlichkeit mehrerer anderer Teile, wie uns scheinen will, etwas zu kurz abgetan (S. 266): *questa assoluta certezza ripose . . . nella fedeltà di Dio alle sue promesse . . . oltre questo elemento soggettivo, i Salmisti alimentano la loro speranza sopra motivi intimi a Dio stesso (Gottes Barmherzigkeit und die Heiligung seines Namens)*. Man fragt sich ob diese Erwägungen praktisch genügen konnten, dem Sünder eine objektive Sicherheit über den wirklich erfolgten Nachlaß seiner Sünde zu verschaffen? Der Verfasser des Psalmes « De profundis » erwähnt (Vs. 5) ein *Wort* Gottes, von dem er hofft, daß es ihm mitgeteilt werden wird. Vielleicht wird auch im Psalm « Miserere » die Hoffnung auf ein solches Wort ausgedrückt in Vs. 10a. Der Tempelbesucher, dessen Gewissen mit einer Sünde belastet war, mußte wohl nach seiner Selbstanklage und seinem Reuegebet erst auf eine solche Mitteilung warten, die ihm das Recht wiedergeben sollte, sich vor Jahwes Antlitz in Gesellschaft derjenigen zu zeigen, die « rein von Hand und schuldlos sind von Herzen », wie es Ps. 24, 4 heißt. Auch Ps. 65, 3-5 dürfte auf ein solches Wort zu deuten sein, oder auf irgend ein Zeichen zum Herantreten, daß der Sünder erst abzuwarten hatte. Natürlich kann man nun weiter fragen: wer vermittelte eine derartige Kundgebung Gottes? Die gewöhnlichen Vermittler der Gottesworte waren im alten Bunde die Propheten; solche Propheten amtierten wohl an allen Wallfahrtsheiligtümern und namentlich auch am Sionstempel in Jerusalem. Darf man da nicht vermuten, daß es diese Tempelpropheten

waren, die dem reuigen Sünder, jedem für seinen konkreten Sonderfall, die Gewißheit der Sündenvergebung vermittelten ?

In der S. VII-XII voraufgeschickten Bibliographie und in den Fußnoten kommen in Eigennamen und fremdsprachigen Buchtiteln ziemlich viele orthographische Schnitzer und Ungenauigkeiten vor. So z. B. Boylan = Boylan, Wieser = Weiser, Van Imschood = Van Imschoot, *The Theologie of the Old Testament* (A. B. Davidson), *Benedictinische Monatschrift* (J. Schildenberger) u. d. m. Diese Schönheitsfehler sind zwar nicht so schwerwiegend, daß sie den Wert der fleißigen Arbeit ernstlich beeinträchtigen, man hätte sie aber bei etwas mehr Sorgfalt leicht vermeiden können.

Freiburg.

M. A. van den Oudenrijn O. P.

L'attente du Messie, par L. Cerfaux, J. Coppens, R. de Langhe, V. de Leeuw, A. Descamps, J. Giblet, B. Rigaux. (Recherches bibliques.) — Desclée de Brouwer, Bruges 1954. 189 p.

Le difficile problème du Messianisme, aux confins de l'exégèse et de la foi, a été l'objet privilégié des études bibliques depuis Wellhausen et Meignan jusqu'à Mowinckel, Touzard et la *Bible de Jérusalem*. Comment se présente-t-il aujourd'hui ? Quelles solutions demeurent acquises ? C'est ce que cherche à préciser l'école de Louvain, dont on sait l'érudition et la méthode scientifique rigoureuse. Elle établit le bien-fondé de l'attribution à Jésus de la conscience messianique, encore que le Seigneur ait transformé le messianisme, en réservant la royauté à la phase eschatologique ; le messianisme royal, aspect du règne de Iahvé, ne devait apparaître, en effet, qu'après la résurrection et même la Parousie. Jésus a comme refondu le messianisme de l'A. T. dans le creuset de la théologie du Fils de l'Homme, y mêlant celle du Serviteur de Iahvé, d'Isaïe. C'est dire que les harmonies entre les prédictions de l'A. T. et les réalisations du Nouveau ne sauraient équivaloir à une équation parfaite et mathématique ; les traditions ont évolué, tel ou tel accent s'est déplacé. Dieu, maître de l'histoire, a pu changer ses plans et modifier leurs réactions.

Au delà du problème formellement étudié, ce livre est une leçon d'exégèse. Aussi bien, Mgr Charue dans un Avant-propos et le P. B. Rigaux, revendiquent-ils l'importance du discernement du sens littéral et mettent-ils en garde contre les jugements superficiels et hâtifs qui prédominent de nos jours dans les publications de vulgarisation. Il est affligeant de constater, en effet, qu'au lendemain de l'Encyclique *Divino afflante Spiritu*, tant de publicistes se soient lancés, sans compétence, dans l'exaltation des sens spirituels, substituant aux données des textes leurs théories personnelles. Il ne reste rien de ces fantaisies, dont le présent ouvrage fait justice. C'est une bonne œuvre qu'ont fait les exégètes de Louvain en fournissant aux théologiens ces études bibliques aussi solides que lumineuses.

Fribourg.

C. Spicq O. P.

Gennaro, Julianus, O. F. M. : Exegetica in Prologum Joannis sec. maximos Ecclesiae Doctores antiquitatis christianae. (Studia Antoniana, 4.) — Pontificium Athenaeum Antonianum, Romae 1952. xix-191 p.

On ne saurait trop se réjouir de voir se multiplier les recherches sur l'histoire de l'exégèse, qui apportent tant de lumière sur l'intelligence d'un texte et l'évolution d'une tradition. J. G. a choisi la part du lion : l'interprétation du prologue de S. Jean par les Docteurs des IV^e et VI^e siècles, Athanase, Basile, Chrysostome, Ambroise, Jérôme, Augustin... Ne pouvant envisager tous les problèmes suscités par ces dix-huit versets, il se limite à l'étude de la génération éternelle et humaine du Christ, le Verbe dans la création, le témoignage de Jean-Baptiste. La méthode suivie dans chaque cas est parfaite : l'auteur donne l'exégèse du texte selon la meilleure exégèse moderne, puis il expose les commentaires successifs des Pères ; enfin il résume leurs exposés, montrant à la fois leur accord et leurs nuances respectives. Il va de soi que Chrysostome se révèle l'exégète le plus exact, suivi de près par Basile. Tout professeur d'Écriture Sainte se doit de consulter cet ouvrage dans son cours sur S. Jean, ne serait-ce que pour apprendre la leçon authentique du texte possédé aux IV^e et VI^e siècles, et adopter la bonne coupure : « ... nihil quod factum est. In ipso vita erat ». Il pourra développer et étoffer la conclusion trop brève donnée par J. G. à son étude (pp. 179-181), ne serait-ce qu'en soulignant comment la théologie proprement dite est née de l'exégèse attentive du texte sacré.

Fribourg.

C. Spicq O. P.

Schnackenburg, Rudolf : Die Johannesbriefe. (Herders theologischer Kommentar zum Neuen Testament, XIII, 3.) — Herder, Freiburg i. Br. 1953. xx-299 S.

Ce commentaire des Epîtres johanniques inaugure une nouvelle collection d'études bibliques fondée par A. Wikenhauser. Son opportunité est évidente puisque — si incroyable que cela paraisse — les catholiques de langue allemande ne disposaient jusqu'ici que de commentaires de vulgarisation. Mais on ne saurait trop relever l'exceptionnelle valeur de ce premier volume, où l'érudition la mieux informée et une critique précise s'allient à un esprit profondément religieux ; dès lors l'exégèse aboutit à une intelligence savoureuse du texte inspiré. C'est peut-être un signe des temps, que les méthodes philologiques et historiques appliquées à l'Écriture puissent être suffisamment dominées qu'elles demeurent à leur place de servantes, et concourent à l'élaboration d'une authentique théologie biblique. C'est, en tout cas, le mérite de R. S. de posséder pleinement ces deux disciplines. Il établit, par exemple, l'authenticité johannique de la première épître par une comparaison minutieuse de son style et de sa doctrine avec le IV^e Évangile, et il élabore dans douze excursus — d'excellente venue — les chapitres majeurs de la théologie épistolaire : La société avec Dieu, les formules johanniques d'immanence, l'amour fraternel, la filiation divine et l'engendrement par

Dieu, la charité comme propriété de la nature divine, etc. On voit que les difficultés réelles sont perçues et courageusement affrontées. C'est dire la gratitude du lecteur et son impatience de la parution des autres livres de la collection.

Fribourg.

C. Spicq O. P.

Philosophie

Hartmann, Nikolai : Teleologisches Denken. — de Gruyter, Berlin 1951 · VIII-136 S.

In diesem, schon 1944 abgeschlossenen Werk, greift H. eine Frage auf, die ihn während seines philosophischen Schaffens immer wieder angezogen hat und die er mit Recht als ein Kernstück der alten und neuen Metaphysik betrachtet : die Teleologie. Schon die Überschrift des Buches : *Teleologisches Denken*, drückt deutlich das Endergebnis der Untersuchungen aus : Das Denken ist teleologisch in dem Sinn, daß es die im Bereich des bewußten, vor allem des geistigen Seins heimische Realkategorie der Zwecktätigkeit auch in Bereiche und auf Vorgänge überträgt, die durchaus unteleologisch sind.

Im ersten, und in der Zielsetzung des Verfassers wichtigstem Teil, werden die Motive zusammengestellt, die zu einem teleologischen Denken führten und führen. In den drei Hauptgruppen, die er dabei unterscheidet : Motive des naiven Bewußtseins, des wissenschaftlichen und metaphysischen Denkens, deckt H. erstaunlich viele Kräfte und Gründe auf, die den Menschen veranlassen, kausal bestimmte Vorgänge als final bestimmt aufzufassen und damit zu verfälschen.

Der zweite Teil bietet eine Analyse des Finalnexus und eine Auseinandersetzung mit den wichtigsten Beweisen für die Teleologie. Wie immer bei H., so findet man auch hier eine Fülle philosophiegeschichtlichen Materials. Auf Grund seines großen Wissens gelingt es ihm mit fast spielerischer Leichtigkeit die Quellen aufzuzeigen, aus denen das teleologische Denken sich nährt, wie Gedankenlosigkeit, Bequemlichkeit, die sich nicht die Mühe machen will, die verwickelten Kausalfäden zu entwirren, Postulate, Systemdenken und endlich die sooft den Schein des Teleologischen an sich tragenden Vorgänge im Bereich des untermenschlichen Lebens die Finalkategorie zu einer allgemeinen Realkategorie werden lassen. Die Untersuchung der Teleologiebeweise bringt es an den Tag, daß man sich die Arbeit nicht selten zu leicht gemacht hat.

Und doch muß man sich am Ende fragen : Soll diese, durch die ganze Geschichte der Philosophie hindurchgehende Neigung, auch das unterhalb des Bewußtseins ablaufende Geschehen final zu denken und zu deuten, nur im Subjekt und im objektiven Schein begründet sein ? Sind denn keinem Vertreter der Teleologie die so offenbaren Ungereimtheiten seiner Weltdeutung aufgefallen ? Gibt es nicht auch teleologische Theorien, die frei sind von anthropomorphischer Infektion ? Macht nicht vielleicht H. sich trotz allen Ernstes und allen Wissens die Sache etwas leicht ? Stützt seine

Einschränkung der Teleologie auf bewußte und geistige Vorgänge sich auf objektive Gründe oder sind hier subjektive Beweggründe im Spiel ?

Um diese Fragen vollständig zu beantworten, müßte man viel weiter ausholen, als das im Rahmen einer Besprechung möglich ist.

Aus der Analyse des Finalnexus folgert H. richtig : Teleologie ist ohne Bewußtsein nicht zu denken. Ob aber daraus gefolgert werden kann : also ist Teleologie ein Merkmal und Vorrecht der bewußten Vorgänge, ist etwas ganz anderes. Es braucht hier nicht ausführlich dargelegt zu werden, wie sich von Hs. anerkanntem Satz aus ein Teleologiebegriff gewinnen läßt, der umfassender ist als der seine, ohne daß er mit einem unzulässigen Anthropomorphismus behaftet wäre.

Der Finalnexus macht weder den Kausalnexus überflüssig, noch hindert die teleologische Frage nach dem « Wozu » die kausale nach dem « Wodurch ».

Eine final bestimmte Natur ist kein Hindernis für freies menschliches Handeln, noch tut sie der Würde des Menschen irgendeinen Abbruch, wenn man die Grenzen anerkennt, die menschlicher Freiheit und Würde nun einmal gesetzt sind. Final bestimmte Abläufe im untermenschlichen Bereich widersetzen sich dem Menschen nicht, der sie für seine Ziele einsetzen will, wenn der Mensch sich dabei an die den Dingen und Kräften eigenen Gesetze hält, sich ihnen anpaßt und unterordnet. Freilich, am Endziel der Welt und ihrer Dinge vermag der Mensch nichts zu ändern. Aber auch wenn sie final determiniert sind, kann er ihnen verschiedene nähere und äußere Ziele setzen, er kann auch verhindern, daß ein Ding das Ziel verwirklicht, auf das es innerlich, wesensmäßig, angelegt ist. Unterscheidungen wie : äußeres und inneres, näheres und entferntes Ziel findet man bei H. nicht. Er kennt ebenfalls nicht den noch in anderer Hinsicht analogen Charakter der Finalkategorie.

Für das in Frage stehende Problem scheint uns nicht viel gewonnen, wenn H. das, was andere als Zweckmäßigkeit in der Natur bezeichnen, nur zweckmäßig sein läßt. Woher kommt diese Zweckmäßigkeit ? Nach H. ist sie ein Zufallsergebnis, zustandegekommen durch das kontingente Aufeinanderwirken verschiedener Ursachen. Zweckmäßiges entsteht so nach den Gesetzen der Statistik. Aber wenn die Wahrscheinlichkeit, daß aus dem Zusammentreffen solcher Ursachen etwas Zweckmäßiges entsteht, gleich Null ist ? Und sie ist gleich Null, schon dafür, daß nur ein einziges Molekül jener Stoffe entsteht, aus denen Lebewesen sich aufbauen. Wie H. in seiner « Philosophie der Natur » behauptet, hat Darwin als erster einen wichtigen Ansatz zur Beantwortung der Frage nach der Entstehung des Zweckmäßigen gegeben, und zwar in seiner Lehre von der natürlichen Zuchtwahl (639 ff.). Aber Darwins Gesetz ist keine Entdeckung eines objektiven Tatbestandes, sondern nur ein « konstruktiv erdachter Trick des erfindungsreichen Menschengenies » (Conrad-Martius). Hs. Erklärungen scheinen dem Denken mehr zuzumuten als jede recht verstandene Teleologie.

Und so bleibt bei aller Anerkennung seiner vielschichtigen, zum Teil recht ergebnisreichen Untersuchungen doch die Frage offen : Hat bei diesen Untersuchungen der Mensch dem Philosophen nicht vorzeitig Halt geboten ?

Geistigen (Sieg).

Josef Endres C. Ss. R.

Hartmann, Nikolai : Ästhetik. — de Gruyter, Berlin 1953. XI-476 S.

Seine großangelegten Untersuchungen über das Reich der Werte — über den Wert des Wahren in der « Metaphysik der Erkenntnis », über den Wert des (sittlich) Guten in der « Ethik » — beschließt N. Hartmann mit einer Arbeit über den Wert des Schönen. Das Erscheinen dieses Werkes hat er nicht mehr erlebt, nicht einmal die Vorbereitungen für den Druck konnte er ganz zu Ende führen. Nur dem ersten Drittel hat er selbst die endgültige Form gegeben, für die beiden anderen Drittel hat die erste Niederschrift als Vorlage gedient. Das Ganze ist von Frida Hartmann herausgegeben.

Auf dem Gebiete der Ästhetik sind die Probleme durch wissenschaftliche Untersuchungen nicht in dem Maße vorwärts getrieben und spruchreif gemacht worden wie das in der Erkenntniskritik und Ethik für das Wahre und Gute geschehen ist. Durch Theorien, denen der Rang ihrer Urheber ein beträchtliches Ansehen verlieh, die aber der Sache nicht in allem gerecht wurden, geriet das Denken in einen Engpaß und die Beschäftigung mit dem Wert des Schönen kam ins Stocken.

Unter diesen erschwerenden Umständen hat dann H. die Frage aufgegriffen. Zunächst nimmt er eine Bestandaufnahme des bis dahin Versuchten und Erreichten vor. Dann behandelt er seinen Gegenstand in drei großen Teilen. Im ersten Teil: « Das Erscheinungsverhältnis », wird die Eigenart der ästhetischen Schau, die Struktur des ästhetischen Gegenstandes und das Schöne in Natur- und Menschenwelt dargestellt. Dabei ist es ihm besonders darum zu tun, das Schöne als einen zweifachen Gegenstand zu erweisen. Es besteht aus einem sinnlich wahrnehmbaren Vordergrund und einem darin erscheinenden Hintergrund. Dieser ist im menschlichen Kunstwerk unreal, im Naturschönen real. Das Ineinander des Vorder- und Hintergrundes ist der eigentliche Gegenstand der ästhetischen Schau. Wie dann später (S. 299, 357 ff.) ausgeführt wird, besteht das Wesen des Kunstwerks darin, den unrealen Hintergrund in dem realen Vordergrund des Gegenstandes erscheinen zu lassen. Der ästhetische Wert ist das Erscheinen selbst, das Erscheinen des Hintergrundes im Vordergrund. Wo ein solcher unanschaulicher Hintergrund nicht sinnlich wahrnehmbar erscheint, hat man es nicht mit dem Schönen zu tun, mag dieses Unanschauliche in sich noch so vollkommen sein.

Träger des ästhetischen Wertes ist nicht der schaffende oder schauende Akt, sondern der Gegenstand dieses Aktes. Doch kommt der Wert diesem Gegenstand nicht in seinem Ansich zu, sondern nur in seinem Gegenstandsein. Das Sein des Schönen ist ein Füruns. Der ästhetische Gegenstand ist nicht übergegenständlich, er hat kein Ansich, er ist nur als Gegenstand bestimmter Akte: der Schau und des Genießens. Erst durch diese Akte erscheint in einem sichtbaren Vordergrund ein unsichtbarer Hintergrund. Das dem Erkenntnisgegenstand unwesentliche Für-uns-Sein ist dem ästhetischen Gegenstand wesentlich.

Im zweiten Teil: « Formung und Schichtung », werden die Schichtenfolge in den Künsten, die ästhetische Form und Einheit, sowie die Wahrheit im Schönen untersucht. Mit der Aufdeckung der erwähnten beiden

Seiten oder Schichten des ästhetischen Gegenstandes ist dieser nämlich noch längst nicht genügend gekennzeichnet, wenngleich dieser Schichten-gegenstand ontologisch das Merkwürdigste am künstlerischen Gegenstande ist. Der im künstlerischen Werk sichtbar geformte Hintergrund ist selbst mehrschichtig. Er besteht aus einer Reihe hintereinander geschalteter Schichten, von denen die folgende immer in der vorausgehenden erscheint.

Der dritte Teil: « Werte und Genera des Schönen », befaßt sich mit den ästhetischen Werten im allgemeinen und mit dem Erhabenen, Anmutigen und Komischen im besonderen. In der Forschung nach Werten und Wertverhältnissen fehlt nach H. der Ästhetik bis heute noch jede Orientierung. H. stellt dann die Frage nach dem Verhältnis des ästhetischen Wertes zu den anderen Wertgruppen, den Sach-, Güter-, Lust-, Vital- und sittlichen Werten. Dabei ergibt sich, daß sie alle in einem Fundierungsverhältnis zu den ästhetischen Werten stehen, wenngleich diese nicht alle notwendig auf solchen Werten gründen.

Über das Wesen des ästhetischen Wertes weiß die Ästhetik noch wenig zu sagen. Unter dieser Rücksicht ist sie eine nüchterne und rückständige Wissenschaft. Mit allen Wertanalysen kann man sich nur in die Nähe des ästhetischen Wertes herantasten. Dieser selbst kann nur im Wertgefühl, im ästhetischen Schauen, Genießen und Hingebensein erfaßt werden. Wenn man auf diese Weise auch um das Wesen des Schönheitswertes « weiß », kann man doch nicht angeben, worin es besteht.

In der Untersuchung des Erhabenen gelingt es H., lange mitgeschleppte Vorurteile und Einseitigkeiten abzubauen und das Erhabene dem übergeordneten Begriff des Schönen wieder einzufügen. Gerade auf Grund der Mehrschichtigkeit des ästhetischen Gegenstandes lassen sich Unklarheiten beseitigen und schiefe Urteile richtig stellen.

Diese Ästhetik offenbart aufs neue die geistige Spannweite Hs. Auch auf dem, ihm als Philosophen fern liegenden Gebiet der Künste kennt er sich in erstaunlicher Weise aus. Treffsicher beschreibt er einzelne Richtungen und Leistungen. Die meisterhafte, immer klare Behandlung der vielschichtigen und verschlungenen Probleme und der reiche Ertrag der Untersuchungen kann in einer Besprechung nicht gewürdigt werden. Es wird wenige Ästhetiken geben, die sich ihrem geistigen Rang nach mit der Hs. vergleichen lassen. Nur ab und zu, wo es um Fragen der Teleologie und Sinngebung geht, werden, für den Kenner nicht überraschend, einige störende Töne angeschlagen. Gewiß hätte sich die Phänomenologie des Ästhetischen in eine Metaphysik weiterführen lassen, aber aus diesem Bereich hält H. sich ja grundsätzlich fern.

Wenn auch die Untersuchung des Schönen selbst nichts Schönes ist, und wenn die Ästhetik, die diese Untersuchung führt, den Leser insofern enttäuschen muß, als er nur des Schönen wegen nach ihr greift, so gilt doch von Hs. Werk noch dieses: Es bietet nicht nur den Wahrheitswert des Schönen, sondern es enthält durch die Form der Darstellung auch ästhetische Qualitäten.

Geistingen (Sieg).

Josef Endres C. Ss. R.

Offener Horizont. *Festschrift* für KARL JASPERS. — Piper, München 1953. 463 S.

In den Titel dieses Geschenks zum 70. Geburtstag ist etwas aufgefangen von K. Jaspers' Art des Philosophierens. Dieses versucht ja den Überstieg über Vordergründiges und voreilig gesetzte Grenzen, um das Selbstverständnis des Menschen zu erweitern und zu vertiefen.

Der Titel weist aber auch darauf hin, daß die *Festschrift* in ihrem Inhalt den Bereich des eigentlich Philosophischen überschreiten, die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens umfassen und einen größeren Leserkreis erfassen will. So werden außer philosophischen auch theologische, psychologische, soziologische, biologische und ästhetische Fragen aufgegriffen. Der damit schon von den Sachgebieten her aufgelockerte Horizont wird dadurch noch erweitert, daß die Verfasser der 30 Beiträge weltanschaulich auf verschiedenem Boden stehen und die Dinge je in einem anderen Lichte sehen.

Nicht in alle Bezirke, denen der Gegenstand der einzelnen Artikel entnommen ist, hat K. Jaspers führend und fördernd hineingewirkt. Aber sein Verdienst um den wissenschaftlichen Ausbau der Psychopathologie wird ihm von zuständiger Stelle bestätigt. Sogar die sprachliche Form, in die er seine philosophischen Gedanken gießt, findet eine liebevolle Untersuchung. Aber entsprechend dem, was Jaspers in der heutigen Philosophie und was er für sie bedeutet, ist weder er als Philosoph noch die Philosophie überhaupt, genügend berücksichtigt.

Eine sorgfältig zusammengestellte Bibliographie, die die wissenschaftlichen Veröffentlichungen Jaspers' von 1909-1952 umfaßt, bekundet eindrucksvoll den Arbeitseifer und die Fruchtbarkeit des Autors. Fast alle seit 1919 erschienenen Arbeiten sind ganz oder teilweise in fremde Sprachen übersetzt, unter denen das Japanische an der Spitze steht.

Wie man es nicht anders erwarten kann, sind die einzelnen Arbeiten nicht alle von gleichem wissenschaftlichen Wert. Als Ganzes aber hat das inhaltsreiche Werk ein hohes geistiges Niveau und wird vielen vieles bieten.

Geistingen (Sieg).

Josef Endres C. Ss. R.